

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Jorge Bucay**

**Komm, ich erzähl dir eine Geschichte**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## INHALT

Der angekettete Elefant	7
Verallgemeinerungsfaktor	12
Brust oder Milch	17
Der Bumerangziegel	19
Der wahre Wert des Rings	24
Der launenhafte König	29
Die Fröschlein in der Sahne	35
Der Mann, der glaubte, er sei tot	38
Der Portier des Freudenhauses	42
Zwei Nummern kleiner	52
Tischlerei »Numero sieben«	60
Besitzansprüche	67
Gesangswettbewerb	70
Was ist das eigentlich für eine Therapie?	76
Der vergrabene Schatz	88
Wegen eines Krugs Wein	95
Allein oder in Begleitung	104
Die taube Ehefrau	113

Nicht mischen!	118
Flügel sind zum Fliegen da	126
Wer bist du?	129
Die Flußüberquerung	140
Geschenke für den Maharadscha	145
Auf der Suche nach Buddha	149
Der beharrliche Holzfäller	159
Das Huhn und die kleinen Entlein	163
Die armen Schafe	167
Der schwangere Topf	171
Der liebende Blick	179
Die Triebe des Ombú-Baums	182
Das Labyrinth	191
Der Kreis der neunundneunzig	197
Der Zentaur	211
Zweimal Diogenes	217
Zurück zu den Münzen	221
Die Uhr, die auf sieben Uhr stehenblieb	236
Linsen	242
Der König, der angebetet werden wollte	247
Die Zehn Gebote	253
Die Katze des Aschrams	261
Der Lügendetektor	267
Ich bin Peter	276
Der Traum des Sklaven	286

Die Frau des blinden Mannes	291
Die Exekution	296
Der gerechte Richter	310
Der Wahrheitsladen	328
Fragen	333
Der Dattelpalmenpflanzer	339
Selbstablehnung	345
Epilog	354
Quellen der Inspiration	364
Weiterführende Literatur	365

## DER ANGEKETTETE ELEFANT

Ich kann nicht«, sagte ich. »Ich kann es einfach nicht.«

»Bist du sicher?« fragte er mich.

»Ja, nichts täte ich lieber, als mich vor sie hinzustellen und ihr zu sagen, was ich fühle ... Aber ich weiß, daß ich es nicht kann.«

Der Dicke setzte sich im Schneidersitz in einen dieser fürchterlichen blauen Polstersessel in seinem Sprechzimmer. Er lächelte, sah mir in die Augen, senkte die Stimme wie immer, wenn er wollte, daß man ihm aufmerksam zuhörte, und sagte:

»Komm, ich erzähl dir eine Geschichte.«

Und ohne ein Zeichen meiner Zustimmung abzuwarten, begann er zu erzählen.

ALS ICH EIN kleiner Junge war, war ich vollkommen vom Zirkus fasziniert, und am meisten

gefielen mir die Tiere. Vor allem der Elefant hatte es mir angetan. Wie ich später erfuhr, ist er das Lieblingstier vieler Kinder. Während der Zirkusvorstellung stellte das riesige Tier sein ungeheures Gewicht, seine eindrucksvolle Größe und seine Kraft zur Schau. Nach der Vorstellung aber und auch in der Zeit bis kurz vor seinem Auftritt blieb der Elefant immer am Fuß an einen kleinen Pflock angekettet.

Der Pflock war allerdings nichts weiter als ein winziges Stück Holz, das kaum ein paar Zentimeter tief in der Erde steckte. Und obwohl die Kette mächtig und schwer war, stand für mich ganz außer Zweifel, daß ein Tier, das die Kraft hatte, einen Baum mitsamt der Wurzel auszureißen, sich mit Leichtigkeit von einem solchen Pflock befreien und fliehen konnte.

Dieses Rätsel beschäftigt mich bis heute. Was hält ihn zurück?

Warum macht er sich nicht auf und davon?

Als Sechs- oder Siebenjähriger vertraute ich noch auf die Weisheit der Erwachsenen. Also fragte ich einen Lehrer, einen Vater oder Onkel nach dem Rätsel des Elefanten. Einer von ihnen erklärte mir, der Elefant mache sich nicht aus dem Staub, weil er dressiert sei.

Meine nächste Frage lag auf der Hand: »Und wenn er dressiert ist, warum muß er dann noch angekettet werden?«

Ich erinnere mich nicht, je eine schlüssige Antwort darauf bekommen zu haben. Mit der Zeit vergaß ich das Rätsel um den angeketteten Elefanten und erinnerte mich nur dann wieder daran, wenn ich auf andere Menschen traf, die sich dieselbe Frage irgendwann auch schon einmal gestellt hatten.

Vor einigen Jahren fand ich heraus, daß zu meinem Glück doch schon jemand weise genug gewesen war, die Antwort auf die Frage zu finden:

*Der Zirkuselefant flieht nicht, weil er schon seit frühesten Kindheit an einen solchen Pflock gekettet ist.*

Ich schloß die Augen und stellte mir den wehrlosen neugeborenen Elefanten am Pflock vor. Ich war mir sicher, daß er in diesem Moment schubst, zieht und schwitzt und sich zu befreien versucht. Und trotz aller Anstrengung gelingt es ihm nicht, weil dieser Pflock zu fest in der Erde steckt.

Ich stellte mir vor, daß er erschöpft einschläft und es am nächsten Tag gleich wieder probiert,

und am nächsten Tag wieder, und am nächsten ... Bis eines Tages, eines für seine Zukunft verhängnisvollen Tages, das Tier seine Ohnmacht akzeptiert und sich in sein Schicksal fügt.

Dieser riesige, mächtige Elefant, den wir aus dem Zirkus kennen, flieht nicht, weil der Ärmste glaubt, daß er es nicht *kann*.

Allzu tief hat sich die Erinnerung daran, wie ohnmächtig er sich kurz nach seiner Geburt gefühlt hat, in sein Gedächtnis eingebrannt.

Und das Schlimme dabei ist, daß er diese Erinnerung nie wieder ernsthaft hinterfragt hat.

Nie wieder hat er versucht, seine Kraft auf die Probe zu stellen.

»So ist es, Demian. Uns allen geht es ein bißchen so wie diesem Zirkuselefanten: Wir bewegen uns in der Welt, als wären wir an Hunderte von Pflöcken gekettet.

Wir glauben, einen ganzen Haufen Dinge *nicht zu können*, bloß weil wir sie ein einziges Mal, vor sehr langer Zeit, damals, als wir noch klein waren, ausprobiert haben und gescheitert sind.

Wir haben uns genauso verhalten wie der Ele-



fant, und auch in unser Gedächtnis hat sich die Botschaft eingebrannt: Ich kann das nicht, und ich werde es niemals können.

Mit dieser Botschaft, der Botschaft, daß wir machtlos sind, sind wir groß geworden, und seitdem haben wir niemals mehr versucht, uns von unserem Pflock loszureißen.

Manchmal, wenn wir die Fußfesseln wieder spüren und mit den Ketten klirren, gerät uns der Pflock in den Blick, und wir denken: *Ich kann nicht, und werde es niemals können.*«

Jorge machte eine lange Pause. Dann rückte er ein Stück heran, setzte sich mir gegenüber auf den Boden und sprach weiter:

»Genau dasselbe hast auch du erlebt, Demian. Dein Leben ist von der Erinnerung an einen Demian geprägt, den es gar nicht mehr gibt und der nicht konnte.

Der einzige Weg herauszufinden, ob du etwas kannst oder nicht, ist, es auszuprobieren, und zwar mit vollem Einsatz. Aus ganzem Herzen!«

## VERALLGEMEINERUNGSFAKTOR

**A**ls ich zum ersten Mal in Jorges Sprechstunde ging, wußte ich, daß ich es nicht mit einem gewöhnlichen Psychotherapeuten zu tun haben würde. Claudia, die ihn mir empfohlen hatte, hatte mich gewarnt, daß »der Dicke«, wie sie ihn nannte, »etwas speziell« sei.

Ich hatte die Nase bereits voll von den konventionellen Therapien, besonders davon, mich monatelang auf der Couch eines Psychoanalytikers herumzulängeln. Also rief ich Jorge an und bat um einen Termin.

Mein erster Eindruck übertraf all meine Erwartungen. Es war ein warmer Frühlingstag. Ich war fünf Minuten zu früh und wartete noch ein Weilchen vor der Haustür.

Punkt halb vier klingelte ich. Der Türöffner summte, ich trat ein und fuhr hinauf in den neunten Stock.

Oben im Gang wartete ich.

Ich wartete.

Und wartete.

Als ich das Warten leid war, klingelte ich an der Praxistür.

Die Tür wurde von einem Kerl geöffnet, der aussah, als wollte er gerade zu einem Picknick gehen: Er trug Jeans, Tennisschuhe und ein knallrotes Freizeithemd.

»Hallo«, sagte er. Ich muß zugeben, sein Lächeln beruhigte mich einigermaßen.

»Hallo«, antwortete ich. »Ich bin Demian.«

»Ja, das weiß ich. Was ist passiert? Warum bist du so spät? Hast du dich verlaufen?«

»Nein, ich war pünktlich da. Ich wollte nur nicht klingeln, um nicht zu stören, ich dachte, du hättest vielleicht noch einen Patienten.«

»Um nicht zu stören«, öffte er mich nach und schüttelte besorgt den Kopf. Und wie um mich aus der Reserve zu locken, sagte er: »Also müssen die Dinge zu dir kommen.«

Ich ging nicht weiter darauf ein.

Es war sein zweiter Satz, und sicher war etwas dran an dem, was er sagte, aber ... So ein verdammter Hurensohn!

Der Raum, in dem Jorge seine Patienten empfing und den ich nicht unbedingt Sprechzimmer nennen würde, war genau wie er: informell, unordentlich, chaotisch, warm, kunterbunt, unberechenbar und, warum es leugnen, ein bißchen schmutzelig. Wir setzten uns auf zwei Sessel einander gegenüber, und während ich ihm dies und das erzählte, trank Jorge Mate. Ja, mitten in der Sitzung trank er seinen Matetee.

Er bot mir welchen an.

»Gut«, sagte ich.

»Was ist gut?«

»Der Mate ...«

»Ich verstehe nicht.«

»Gut, ich nehme einen Mate.«

Jorge machte eine übertriebene Verbeugung und sagte: »Vielen Dank, Majestät, daß Ihr meinen Mate annehmt ... Warum sagst du nicht frei heraus, ob du einen Mate willst oder nicht, anstatt so zu tun, als tätest du mir einen Gefallen?«

Dieser Mann würde mich schnurstracks in den Wahnsinn treiben.

»Ja!« sagte ich.

Und da überreichte mir der Dicke tatsächlich einen Mate.

Ich beschloß also, noch ein Weilchen zu bleiben.

Neben tausend anderen Dingen erzählte ich ihm, daß irgend etwas mit mir wohl nicht ganz stimme, denn ich hätte Schwierigkeiten in den Beziehungen zu meinen Mitmenschen.

Jorge fragte mich, wie ich denn darauf käme, daß das Problem bei mir liege.

Ich erzählte ihm, zu Hause hätte ich Schwierigkeiten mit meinem Vater, meiner Mutter, auch mit meinem Bruder und mit meiner Freundin ... Und daß das Problem daher ja wohl ganz offensichtlich bei mir liege. Das war das erste Mal, daß mir Jorge eine Geschichte erzählte.

Mit der Zeit erfuhr ich, daß der Dicke Fabeln liebte, Parabeln, Märchen, kluge Sätze und gelungene Metaphern. Seiner Meinung nach war der einzige Weg, etwas zu begreifen, ohne die Erfahrung am eigenen Leib machen zu müssen, der, ein konkretes symbolisches Abbild für das Ereignis zu haben.

»Eine Fabel, ein Märchen oder eine Anekdote«, bekräftigte Jorge, »kann man sich hundertmal besser merken als tausend theoretische Erklärungen, psychoanalytische Interpretationen oder formale Lösungsvorschläge.«

An diesem Tag sagte mir Jorge, es könne da womöglich etwas in mir leicht aus dem Takt geraten sein, aber er fügte hinzu, daß meine Schlußfolgerung, mich selbst für alles verantwortlich zu machen, gefährlich sei, denn es spreche nichts dafür. Und dann erzählte er mir eine dieser Geschichten, von denen man nie weiß, ob er sie tatsächlich selbst erlebt hat oder ob sie einfach seiner Phantasie entsprungen sind:

MEIN GROSSVATER WAR ein ziemlicher Säufer. Am liebsten trank er türkischen Anisschnaps. Er trank Anis und fügte Wasser hinzu, um ihn zu verdünnen, aber trotzdem wurde er betrunken.

Also trank er Whisky mit Wasser und wurde betrunken.

Er trank Wein mit Wasser und wurde betrunken. Bis er eines Tages beschloß, es seinzulassen. Und er verzichtete ... auf das Wasser.